

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Im sterbenden Wald.

Von Senta Sörjen.

Jegendwo steigen wir aus dem Zug aus, wo ein kleines Bahnhäuschen sich in die weichen Linien waldbestandener Berge einschiebt. Jegendwo, wo ein Tal ist, durch das der Baldbach bucht, vergnüglich plätschernd, farnkrautunraunt. Jegendwo, wo der Morgennebel seine Schleier über bunte Laubbäume wogen läßt.

Und wir schreiten hinein in den Herbstmorgen, lassen uns von dem Hauber seines Erwachens erfüllen. Geben goldbraune Blätter aus dem mickigen Weich des Nebels müde auf die Erde herniedertrickeln. Stehen behutend still, wenn eine Schneedecke trägt und lautlos über den Waldboden kriecht. Gassen uns einfließen von dem Murmeln des Wassers, das gelbes Geröll mutwillig zu Tal trägt.

Dann steigt der Nebel. Verteilt sich in Fäden, die an den Bergwänden hängen, sich heben, zerflattern, sich wieder zusammenballen. Die Raum geben dem milden Lächeln einer müdegealterten Herbstsonne.

Und diese Sonne macht, daß die bunten Säupter der Laubbäume zu leuchten anfangen, daß in den Laubtrauben, die auf den Blättern liegen, das Licht sich tausendfach bricht. Es mag wie ein bunter Schleier durch die Kronen des Waldes. Aus der Ferne hallt ein Salali herüber. Ein Hirschhohle steht über den Weg, aber das weiche Laub des Waldbodens laßt die Tritte seiner Hufe in sich auf, daß es ist, als bräue ein Geknatter lautlos durch den Wald — bis wir ein hölzernes Knacken vernahmen und wissen, daß das Bild in das Unterholz eines Fichtenbestandes eingebracht ist.

Und wie wir ein Stück weitergehen, verandert sich das lockige Runt der Laubbäume in den sortgefärbten, rotbraunen Schleier, den die Morgenwinde zwischen den Nadelgehölzen malt. Und selbst der grünlige Schorf des Alters, der auf den Nadelkuppen liegt, gewinnt an diesem Herbstmorgen ein buntleuchtendes Aussehen, als wollte er sagen: Seht, so erblüht in Schönheit der Wald.

Und je tiefer wir in das braunrotgoldene Wunder des sterbenden Waldes eindringen, desto benommener werden wir von der ewigen Schönheit der Natur, die das Ende alles Lebendigen, das auf die höchste Blüte und die höchste Reife folgt, in unbeschämten Tinten malt.

Zwischen den fallen Blättern, die den Waldboden bedecken, leuchten die roten Venen eines Breielfeuerstrauchs auf; da ist es uns, als ob dies blutige Tränen wären, in denen der Wald um sein Sterben weinte.

Bei den fliegenden Fischen.

Von Walter v. Nummel.

Unter meines Segel schmiegt sich den tiefen Atemzügen und der wogenden Brust der See an wie eine weiße Motte, die vom Winde ihr auf den Leib gestrichelt wurde. Wir leben nichts als zwei Wesen, eine schnell entleerte, eine uns hoch und starkausgeatmeten. In dem gleichmäßig rauschenden, kühnen Wellenschlag tritt ein plötzliches und leichteres, schmaleres Ton herein. Lebhaft hallig und eilig schwebt es über blauen Wogen und weiße Kämme daher: Amanita, dreifach glühende Fische, die großen Brustflossen als statt ausgetrocknete Flügel der Luft, dem frischen Meereswind entgegengebreitet. Nach längerem, immer schärfer werdendem gehenden Flug müde geworden, fallen die Fische wieder in ihr Element zurück. Aber meist nur für eine halbe, eine Viertelstunde, nur für so lange, um sich in der blühenden Meeresneue Kraft, neuen Auftrieb und Flugantrieb für die febernde Schwanzflosse zu holen. Schon steht die ganze Schaar wie ein aufgezogenes Volk Feldhühner flüchtig davon.

Sind wir so einmal mitten in den fliegenden Fischen, wird sich das Bild häufig wiederholen. Man freut sich immer wieder, sieht stets von neuem gern diese hellen, barten und durchsichtigen, meist flüchtigen, manchmal auch rötlichen Flügel. Wie ein frohes, vergnügliches, nur zur Kurze des Lebens anziehendes Spiel schaut sich das für das unerfahrene Auge an. Für den Kenner kommen ist das nur ein Luft-, Licht- und Sonnenbad, das die munteren Wellen über ihre blauen, glatten Leiber hinwegtrickeln lassen. In Wirklichkeit ist aber dieser ganze Flug nichts anderes als ein atemloser Kampf, Rettungs- und Unterweilungsart durch die Wüste. Denn dicht hinter, unter den Dampfschwirrenden, in ihrer Angst und Seelennot zu blassen Kugeln gewordenen Wasserbürrern verheben sich an der Oberfläche in lauterer Fahrt die dunklen und schweren Schatten großer Raubfische daher. Darf an den großen Schwanzflossen der fliegenden bleiben sie. Wenn diese abgemattet ins Wasser zurückfallen müssen, rufen die Räuber zu. Schon vorher, der fällige Vogel hat noch nicht den Meerespiegel erreicht, fangen sie den oder fernen mit einem leichten, feil aufbaumenden Sprung noch in den Lüften ab und werden ihn hin, rasen wie der Satan, um die Spur nicht zu verlieren, hinter dem entsetzt weiterfliehenden Schwarm einher. Wenn die hochmütigen, mächtigen Thunfische in irgend einem ihrer wohlbeachteten Reviere Treibjagd abhalten, dann flühen allenfalls die fliegenden verzweifelt in die Höhe, versuchen nach allen Seiten hin die verdächtige Reite der Jäger und Treiber zu durchbrechen. Bestimmt man sich im Fiskerboote zufällig selbst in einer solchen Meeresgegend, so kann man gar nichts Besseres tun, als selbst an kleinen Fischen einen der Seeflegelnden zu befestigen und damit auf die großen, starken und rauschenden Wellen zu kreuzen. Kommt man einem in die Nähe, so ist der Gierige unserer Reize verfallen. Der Versuch ist der Mühe wert. Denn meist wird es sich um einen Fisch von zwei bis drei Zentnern handeln.

Aber nicht nur die großen Räuber des Meeres, auch die Menschen stellen den fliegenden Fischen wegen ihres arten und wohlbedachten Fleisches nach. So, auf der und jener Insel des Stillen Ozeans, hat sich der Fang des fliegenden Fisches zu einem ganzen Kult entwickelt und ausgebildet. Da muß der braune, arme Kanake monatelang abgeduldet von seinen anderen Vorkenntnissen, völlig abgelenkt, besonders von allen Frauen und Mädchen einem dahinlehen, muß fasten und sich fällen, sich aller mässigen verlockenden Speisen und guten Gerichte, wie ein Wüstenanachoret enthalten. Erst dann, nach gründlicher Vorbereitung, ist die Ausfahrt gestattet. In dunklen Nächten, wenn der Mond seine unruhige Kontur macht, als die Himmelskugel durch die schmale Riffringfahrt auf das freie Meer hinaus, das sich in endloser Schwärze breitet. Jedes Kanu hat am Bug einen Mann stehen, der eine schwelende, hell leuchtende Palmkernölkerze in den Wasserpfad niederhält. Wie ein Schwarm verweht, umherfahrend und durcheinander tanztender Leuchtfeuer schauen die Fahrzeuge aus der Ferne auf an. Ist man aber selbst bei der Reize dabei, wird man bald die fliegenden Fische, die einmal, ohne daß sie freigezogen

Seeräuber hinter der Schwanzflosse hätten heranschwirren hören. Sie haben es eifrig, können nicht rasch genug die so plötzliche auf das Meer heruntergefallenen Sonnen und Sterne begreifen. Aber das vermeintliche Dimmelslicht ist teils Blendwerk, das keine andere Bestimmung hat, als sie in Tod und Verderben zu laden. Mit dem Handrücken werden die armen Toren herausgefahren. Anderes Geleier das in den südlichen Meeren, den Heimatregionen des fliegenden Fisches lebt, wird von den Raubfaltern weniger willkommen geheißen. So mancher Insulaner, den ich bei meinen Wanderungen sah, hatte tiefe und schwere Narben am Leibe, herrührend von einem heftigen Fische, der auch nach der Fadel bringt, einem Fische, dessen länglicher Kopf sich zu einem scharfen, spitzen Dolche verjüngt, der so ein nades Kanakentell schon tödlich beschädigen kann.

Diese Fangart mit dem Lichte erklärt auch zur Genüge die Tatsache, warum nicht selten in der Nacht — nie am Tage — fliegende Fische auf das Deck der in den Tropen meeren fahrenden Segelschiffe fallen. Sie schwirren den blendenden Lichtstrahlen zu und bleiben, nicht mehr fähig, sich mit dem Schweiß wieder von den Planken abzuschmeißen, hilflos auf den Brettern liegen.

Thalatta Das Meer. Es wagt und braust. Der Thun jagt, die fliegenden Fische fliehen. Der Große frisst den Kleinen. Dürftes Geleier ist das des Nordes. Totschlag und Krepel, wohin wir gehen. Da unten in der dunklen, unbekannten Tiefe ist hier eine noch schlimmere Welt als unsere geräusche in der Sonne ist. Und dennoch, auch über dem Meere steht verhängend der Regenbogen, die im Glanze des kühnen Tagesgeleiers erhellende und stierende See ist ein Einbild des Friedens, wie es schöner gelehen werden kann, der Silberflut der fliegenden Fische wird dem Unruhigen immer wieder ein helles Spiel des Lebens sein. Über Raub, Mord, Totschlag und finstere Gewalttat zieht Armutter Meer den schmerzlichen Vorhang, die schweren Schleier des Schweigens zu.

Eydia.

Von Karl Norbert Mraiel.

Eines Tages bekam er einen anonymen Brief.

„Lieber Dichter“, stand ungefähr darin, „ich habe alle Ihre Werke gelesen, und es drängt mich, Ihnen zu schreiben. Wie kann man nur stets und immer eigenes Fühlen, eigenes Leid und Weh in den Mittelpunkt des Schaffens stellen, der Menne preisgeben? Was liegt daran, wenn die Welt Sie nicht versteht, der Alltag Sie bedrängt? Mit Ihrer großen Seele und Ihrem Schönheitsginst werden Sie die Dissonanz zwischen Dichtung und Wahrheit doch auf eine andere Art überwinden können. Entsetzen Sie sich an anderen, lebensfrohen Menschen, gestalten Sie nicht immer nur das eigene, sondern auch fremde Schicksale — auch die sind interessant —, schreiben Sie sich Ihre Seele frei vom Leid werden Sie doch einmal auch heiter! Meinen Namen will ich verheimlichen, ich unterschreibe, wie es mir einfällt. Es grüßt Sie herzlich — Lydia.“

Er ließ das Blatt sinken. Sie versteht mich nicht; dachte er traurig. Was weiß sie von der Sehnsucht nach innerer Freiheit, was von der Qual, Menschen zu hassen und keine zu finden, was von dem Schrei der Seele nach Erlösung vom Leid durch Gestaltung nach außen? Aber wie er länger sann, bestie sich kein Bild auf. Sie versteht mich eigentlich doch! Möge als alle verdammte sie aus meinen Werken zu lesen, wie mir's ums Herz ist. Und vielleicht hat sie nicht so Unrecht: innere Überwindung der äußeren Welt, das ist es, was mir notat. Heiterkeit erleben, sich an lebensfrohen Menschen emporkommen, begreifen können!

Von neuem vertiefte er sich in den Brief. Die Schriftzüge wurden ihm mit einemmal lieb und traut. Eine Wärme und Innigkeit strahlte ihm aus. Er fühlte, wie irgend etwas seine Seele löste: die geheimnisvolle Melodie der Schreiberin, die aus dem Brief, der Schrift, dem Inhalt magisch ihm entgegenkam. Es schien gewiß, sie verstand ihn. Und meinte es gut mit ihm. Wo aber gab es einen lebensfrohen Menschen, an dem er sich erlösen konnte? Sie! Sie selbst! Jene Lydia mußte er erleben!

Wer aber war sie? Ein Mädchen? Eine Frau? Er mußte sie kennen lernen.

Er schrieb eine kleine Stizze; und hinein verwebte er artia das Erlebnis mit dem anonymen Brief und eine verdeckte Bitte, sich zu erkennen zu geben.

Anderen Tags überbrachte der Diener ein weißes Kartlein, darauf stand nichts, als: Lydia.

Freudia errat sofort der Dichter auf, sah erwartungsvoll nach der Tür. Nun wird sie hereinkommen: jung, schön, heiter, wie ein Frühlingsmorgen.

Und sie kam. Juna, schön, heiter. Er war beinahe verwirrt, verlegen. Aber lachend und scherzend plauderte sie über die ersten Augenblicke hinweg. Er sah die Heiterkeit in ihren Augen glänzen. Seine Seele tat sich auf. Er lachte, plauderte mit. Er hat sie zu einem Spaziergang. Sie wollte gern ein.

Nun trafen sie sich täglich. Zu wandelnden erst im Park, dann immer weiter hinaus, in den Wald, in die freie Gottesnatur. Sie lachten, scherzten, schwärmten, waren begeistert. Die Welt verstand.

Einmal, im Taumel der Seligkeit, hob er von jenem Brief an zu reden, der sie zusammengeführt. Er wollte dies und das genauer erklären haben. Sie antwortete ausweichend. Er stuchte und fragte ungestüm drängend. Nun wurde sie rot und schweigend beschämt. Und gestand, daß sie gar nicht jene Lydia sei, die den Brief geschrieben. Daß sie sich nur, als sie die Stizze gelesen, für Lydia ausgegeben habe, um ihm Erlebnis sein zu dürfen.

Da sprang der Dichter jäh empor und stürzte von dannen. Sie rief ihm angstvoll nach — er aber hörte nicht darauf und lief durch die Wälder.

Sie er inne hielt. Warum eigentlich, so fragte er sich. Wie ich plötzlich vor diesem Wesen? Ist sie nicht schön, heiter, geistvoll? — Nein, und dreimal nein! rief eine harte Stimme in seinem Innern. Warst du blind, daß du ihre verheerenden Flügel nicht sahst? Warst du taub, daß du die Heiterkeit ihrer Worte nicht erkanntest? — Es ist wahr, meinte der Dichter rückerinnernd bei sich selbst: wie aber konnte sie mit dem Erlebnis werden? Und nämlich, wie er seine Gefühle prüfte, kam die Erkenntnis: er erlebte sie nicht, wie sie war, sondern wie er sich Lydia wünschte, erdachte, sie war bloß der Stein gewesen, aus dem er sich das Idealbild Lydias meißeln konnte. Nun aber die Begriffe auseinanderzusehen und jene mit Lydia nicht mehr als gleiches waren, ging auch das Bild in seiner Seele in Trümmer.

Traurig ging er heim und vertiefte in seine frühere Schwermut. Und wartete, bis die rechte Lydia käme, die Lydia seiner Phantasie.

Er war eben ein weltentfremdeter Dichter.

Der Gärtner.

Von Curt Seibert.

Ich sollte einmal Landwirt werden, habe es aber bald wieder aufgegeben, da es den vereinten Kräften von Mensch und Vieh eines ganzen Gutes nicht gelang, mir den Unterschied zwischen Gerste und Weizen beizubringen. Ich hielt immer beides für Hafer.

Neuerdings las ich mich jedoch genötigt, Gärtner zu werden. Zu diesem Zweck schaffte ich mir einen Garten an. Aus verschiedenen Gründen. Erstens braucht man keine weiten Ausläufe am Sonntag zu machen, die doch nur mit gefestigten Booten und zerflochten Reinen enden. Zweitens kann man da allerlei pflanzen. Nun ist ein widerer Ziegenbock ein Hofgärtner gegen mich. Aber es gibt ja Wälder, in denen man aufgefährt wird. Ich kaufte mir also die Broschüre „Wie baue ich meinen Kohl?“ von Professor Immergrün, und legte los.

Als ich zum erstenmal in meinem Garten stand, ich muß sagen, ich war übermüdet. Man erzählt sich von Karl V., er habe die Sonne in seinem Gebiet nicht untergehen lassen. Nun, mein Gebiet war nicht ganz so groß, aber die Sonne las ich auch nicht untergehen. Es stand nämlich ein Haus davor, so daß ich nach 4 Uhr immer Schatten hatte.

Zuerst sah das Grundstück einem Garten so ähnlich wie ein Ei einem Radieschen. Es bestand aus drei Teilen aus Unkraut, der Rest war Erde. Ich machte mich an das Unkraut und rottierte es mit einem Spaten aus. Nachdem ich 16 Wochen gerottet hatte, war das Unkraut verdorrt. Da für hatte ich den Spaten abgebrochen. Nun ließ ich einen Mann mit einem Pflug kommen. Das Pferd trat meinen halben Pattenraum nieder, aber der Garten wurde glatt.

Eine Samenhandlung lieferte nach Bestellung aus meiner Broschüre eine Menge kleiner Pateisen, deren Inhalt ich in dem Garten verteilte. Als ich zum erstenmal gesät hatte, wollte sich meine Frau von mir scheiden lassen. Sie unterließ es jedoch, als die ersten Knospen sprangen, das heißt, als die ersten Spiken irgend welcher Gemüse aus der Erde kamen. Stundenlang stand ich davor und betete, was das werden könnte. Ich hatte zwar an allen Stellen Tafeln angebracht, aber ich hatte auch eine andere Vorstellung von den Herbstfrüchten.

Mein Freund Alex, der etwas von Landwirtschaft versteht, besuchte uns neulich. Kopfschüttelnd betrachtete er unsere Anlagen und hocherte mit seinem Stoch verschiedenlich in der Erde umher.

Warum du so viel Dünger auf die Stiefmütterchen geworfen hast, begreife ich nicht, sagte er, die erkliden ja.

Ich entkam mich gar nicht, Stiefmütterchen gelst zu geben. Bieleicht hatte sie mir der Samenbändler unter „Gemüse“ mitgeschickt.

Alex wanderte weiter.

Hier hängt ein Schild „Römische Spargel“, was soll das sein?

Das ist eine besonders schöne Sorte, sagte ich, so kann, wie römische Linsen. Wenn wir sie pflügen, kannst du kommen. Meine Frau hält die Leiter und wir brechen sie ab.

Alex machte ein misstrauisches Gesicht.

Spargeln werden gekochen, sagte er.

Gestochen? Er mußte verrückt sein. Ich werde mich hüten, meine schönen Spargel saputt zu stechen. Aber ich sagte nichts, sondern führte ihn weiter.

Meine Kartoffeln mußst du sehen. Die Blätter kommen schon heraus.

Und ich zeigte ihm die Stelle, wo ich 100 Zentner zu ernten gedachte.

Das ist ja Kohl!, meinte Alex.

Was soll hier Unfuss sein?

Wer redet von Unfuss? Kohl! Das ist ganz gewöhnlicher Weiskohl!

Ich wollte nicht widersprechen und zog ihn zu dem Pattenraum.

Sieh nur diesen herrlichen Wein!, rief ich aus. Wie er wächst, wie er blüht. Das wird Burgunder, mein Freund, von dem wir manches Glas durch die trodene Gurgel ziehen wollen.

Aber Alex schien nichts davon zu halten. Er erklärte meinen Burgunder für wilden Wein. Das beweiste mich tief.

Wilder Wein, sagst du? Ohne Trauben?

Ohne Trauben?

Aber, was macht man denn damit?

Na, wenn sich mal ein Rebbuh in deine Stiefmütterchen verläuft, dann kannst du es kochen. Mit wildem Wein kocht man das sehr gut.

Ich notierte mir das Rezept. Aber ob Alex aua, wollte ich noch eine Auskunft von ihm. Ganz hinten im Garten zwischen den Erdbeeren war ein Gewächs aufgeschossen. Ich hatte dort nur Erdbeeren gelst. Weis Gott, wie das dahin geraten war. Ein langer Stumpf, mit grünen Blättern bewachsen. Merkwürdig sah er aus und geheimnisvoll. Ich wollte ihn austreiben, aber dann bekam ich mich. Bieleicht wurde es was besonders Schönes, ein Birnbaum oder Ähnliches. Aber dann mußte man ihn verpflanzen. Der alte Alex wukte Rat. Er trat an das sonderbare Gewächs, rüß es mit fräftigem Ruck heraus und hielt mir das untere Ende vor die Nase. Da haumelten einige braune Früchte.

„Mein Gott“, rief ich, „Kartoffeln! Aber die hab' ich doch da hinten.“

„Nein, das sind die Spargeln.“

Oder da vorn.

Da steht der Kohl.“

Ich mußte feststellen, daß ich kein einziges Feld Kartoffeln besah. Als Alex fort war, schrieb ich an mehrere Kaufleute und bat um Zufundung von Kartoffelsamen. Dann setzte ich mich vor das Beet mit den Stiefmütterchen, und wartete leidend auf das Rebbuh. Aber es verirrte sich stets hierher, und der Kartoffelsamen kommt auch nicht.

Ich werde, weis Gott, das Rebbuh in einer Geflügelhandlung erlegen und trotz meines Gartens die Kartoffeln laufen müssen. Dafür wird man nun Gärtner!

Aphorismen.

Von Clara Müllgen.

Geschworene Ehegatten, die wieder betraten, sind wie entlassene Sträflinge, die absichtlich von neuem fündigen, um wieder in das Gefängnis zu kommen.

Eine Frau, die Geist hat, muß sehr reizend, sehr armutia sein, damit er ihr versprochen werde.

In der Ehe ist es die größte Kunst, die Reite so an schleppen, daß kein Fremder das Klirren hört.

Gesellschaft und Mode

* **Kritischer Einspruch gegen den Humpelrock.** Die neuesten Toiletten, die sich wie ein enges Futteral um den Körper legen und durch die Enge der Röcke den „Humpelrock“ der Vorkriegszeit wieder ins Leben rufen, erfahren nicht nur von der Frauenwelt Ablehnung, sondern rufen auch den Einspruch der Ärzte hervor. Eine Anzahl englischer Ärzte hat erklärt, daß die Einengung der Bewegungsfreiheit durch die neuen Toiletten geeignet sei, die Gesundheit der Frauen zu schädigen. „Die neuesten Humpelröcke“, heißt es in ihrem Urteil, „werden uns zwar als nicht so eng geschnitten als die in früheren Zeiten. Der Humpelrock ungesunden Angebens ist aber eine Quelle der Gefahr für die Frauen gewesen, und nicht wenige Opfer dieser Mode haben sich schwer verletzt, indem sie in den engen Korsettsinstrumenten die Treppe hinunterstiegen oder auf der Straße ausglitten. Jedes Kleidungsstück, das den natürlichen Gang der Frau hemmt, ist fraglos vom Standpunkt der Gesundheit aus abzulehnen. Wenn die neuen Röcke die Frauen in ihrer Bewegungsfreiheit irgendwie hindern, so dürfen sie unter keinen Umständen in Aufnahme kommen.“

* **Die Schule des Schweigens für den Ehemann.** Man findet manchmal, daß Männer, die vorher geprügelte und lebendige Gesellschafter waren, still und einsilbig werden, wenn sie geheiratet haben. Sie hülsen sich in ein undurchdringliches Schweigen und sind so etwas wie der feinerne „Gast“ in der Gesellschaft. Als Grund für diese Wandlung führt der englische Wochenschrift Januarius Mortimer die Tatsache an, daß sie sehr redselige Frauen bekommen haben. Die Gehörlosigkeit der Frau wird für den Mann zur Schule des Schweigens. „Es gibt gewiss auch Leute, die noch mehr und noch glänzender plaudern, wenn sie in Gesellschaft von Redseligen sind“, schreibt Mortimer. „Aber es gibt auch Leute, und besonders Männer, die stumm und einsilbig werden, wenn sie mit einem unermüdlichen Sprechenden zusammenkommen. Ich kenne einen jungen Mann, der seine Verlobung mit einem sehr hübschen Mädchen aushält, weil ihr unaussprechliches Plappern ihn zur Verzweiflung brachte. Der allzu redselige Mann, der die ganze Unterhaltung an sich reiht, kann von seinen Gefährten unterbrochen und zum Schweigen gebracht werden. Aber wo ist der Mann, der Ritterschick besitzt und wagen würde, seiner Frau zu sagen, sie sei eine Schwärmerin? Wenn er schüchterne Versuche macht, das Mäulchen ihrer ewig regen Zunge abzuschneiden, so wird er meistens erst recht in Grund und Boden gerettet, und je hartnäckiger, je höflicher er ist, desto heftiger werden die Überflutungen der Redetätigkeit seiner Gattin alle Grenzen. So resigniert er denn, findet sich in sein Schicksal, das ihn zum Schweigen verdammt, und gibt es auf, die langen Monologe seiner Frau zu unterbrechen. Er weiß ja, daß sie dann nur um so toller loslegt. Der schwermütige Gatte begnügt sich mit der Rolle des Zuhörers, die ihm in dem Ehe-drama zuteil geworden ist, und wird zu jenem in sich zurückgezogenen, wendelnden Menschen, den seine Kameraden im Geheimen bemitleiden. Zu Hause spricht er überhaupt nur noch das Allernotwendigste, und wenn er einmal seinem Herzen Luft machen will, geht er aus, in den Klub oder ins Restaurant, wo sich dann die Freunde darüber wundern, daß er plötzlich einen sonst an ihm ganz ungewohnten Bekanntheitsgrad zur Schau trägt. Gar manche geschwätige Frau hat ihrem Mann die Ehe zu einer Schule des Schweigens gemacht und ihn damit sich selbst und der Familie entfremdet.“

Welt und Wissen

* **Die geologische Arbeit eines Flusses.** Jedermann weiß, daß die Flüsse Stoffe aus dem Land hinausführen und dadurch ihr Gebiet allmählich abtragen. Man macht sich aber meist keine genaue Vorstellung davon, um welche Mengen es sich dabei handelt. Nun hat vor wenigen Jahren Schürmann am Redar eine genaue zahlenmäßige Untersuchung über die geologische Arbeit dieses Flusses durchgeführt, und er ist dabei, wie Dr. A. Lohse in dem Kosmos-Bändchen „Jahreszahlen der Erde“ mitteilt, zu dem Ergebnis gekommen, daß der Redar unterhalb Heilbronn jährlich 1584 000 Tonnen fester Stoffe aus dem Land hinausführt. Bei einem spezifischen Gewicht von 2,5 nimmt diese Stoffmenge einen Raum von etwas über 600 000 Kubikmeter ein; würde man sie in gleichmäßiger Dichte über das ganze Einzugsgebiet des Flusses (12 340 Quadratkilometer) ausbreiten, so ergäbe sich eine Schicht von 1/10 Millimeter Mächtigkeit. Wenn also der Redar sein ganzes Flußgebiet gleichmäßig erodieren würde, so würde er in einem Jahr 1/10 Millimeter, in 20 Jahren 1 Millimeter, in 2000 Jahren eine Schicht von 1 Meter Mächtigkeit abtragen. Infolgedessen würde er zur Abtragung von 100 Meter nicht weniger als 2 Millionen Jahre brauchen. Nun haben die Geologen nachgewiesen, daß das ganze schwäbische Stufenland zwischen Odenwald und Alb ehemals noch von einer Gesteinsdecke von mehreren hundert Metern Mächtigkeit bedeckt war. Seit der Zeit, da die Gesteine dort noch hart waren, d. h. seit dem Oligozän oder dem Ende der Tertiärzeit, sind also ungefähr 4 bis 6 Millionen Jahre verflossen.

* **Warum duften die Blumen?** Eine Blume ohne Duft ist wie ein Mensch ohne Seele, hat ein großer Dichter gesagt, aber der Duft der Blume verleibt ihr nicht nur den höchsten Reiz, sondern er hat auch im Haushalt der Natur einen sehr praktischen Zweck, denn er dient der Erhaltung der Art. Die Pflanze will damit die Insekten anlocken, die ihr zur Befruchtung und damit zur Fortpflanzung der Blüte verhelfen. Wenn man auch in neuerer Zeit die Farbe der Blume mehr und mehr als wichtiges Mittel erkannt hat, um den Insekten den Weg zu weisen, so bleibt doch die Hauptwirkung des Geruches bestehen. Wie in einem Aufsatze von „Über Land und Meer“ ausgeführt wird, ist das Duftender der Blüten den Gewürchen der sie besuchenden Tiere mit bewundernswürdiger Zweckmäßigkeit angepaßt. Da viele nicht zu allen Tageszeiten fliegen, duften die Blumen auch tagsüber nicht gleichmäßig stark. Die meisten Insekten fliegen, wenn die Sonne scheint, und so hauchen denn auch die meisten Blüten um die Mitte des Tages den stärksten Duft aus. Sinkt die Dämmerung herab, so läßt der Geruch nach und wird des Nachts ganz schwach. Es gibt aber auch manche Blumen, die gegen Abend stärker riechen; dies ist z. B. bei Gelbblättern und Veilchen der Fall, die von Sonnenuntergang bis Mitternacht ihren betäubenden Geruch ausstrahlen. Diese Blumen werden hauptsächlich von Abendinsekten besucht. Ebenso hat die Nachtpfingstblume bei Tag fast keinen Duft, läßt aber nachts die Nachtflatter durch ihren Geruch an. Manche Blüten locken ihren Duft auf weiße Entfernungen hin aus, bei anderen wieder ist er nur in nächster Nähe wahrnehmbar. So verbreitet sich der Geruch der Lindenblüten weit durch die Luft, ebenso der der Akazien, des Ginkgos, des Kiebs, der Flieder, vieler Obstbäume. Das sind die Blüten, die hauptsächlich von Bienen besucht werden. Reizen dagegen duften nur auf kurze Entfernungen und ebenso nimmt der überaus starke Pfeffergeruch auf die Entfernung sehr schnell ab. Manche Blumen muß man ganz dicht an die Nase halten, um ihren Geruch zu spüren, und für den Duft mancher fehlt uns Menschen überhaupt das Wahrnehmungsvermögen. Aber auch Blüten, die wir für geruchlos halten, strömen einen ganz feinen Duft aus, den die Insekten, die darin feiner organisiert sind als wir, verspüren. Nur dadurch ist es zu erklären, daß so verteilte und unheimliche Blüten, wie die

des wilden Weins oder der Heidelbeere, von den Insekten schnell gefunden werden. Andererseits wirkt der Duft auch als Schutzmittel. Manche Säugetiere werden durch den Geruch der Blumen abgeschreckt. So lassen die Ziegen, die für scharfe gewürzige Pflanzen eine Vorliebe haben, doch manche Blumen stehen, wie die Schafgarbe und den Rainfarn. Die Tiere verzehren die Blätter dieser Pflanzen, lassen aber die Blüten unberührt, die zur Vermehrung der Pflanze erhalten bleiben sollen.

Scherz und Spott

* **Die Meininger Schildkröte.** Von einem kürzlich verstorbenen Hofbeamten des Meininger Hofes erzählt man sich folgende, für den Verfasser selbst allerdings wenig ehrenvolle Anekdote. Als er noch in Amt und Würden war, hatte er vom Herzog von Meiningen ein Haus geschenkt bekommen. Alle benutzten ihn um diese Auszeichnung, aber niemand wagte, seiner Würden Anstand über den unerbittlichen Ernsthaut des Hofes Ausdruck zu geben. Bei einer Gesellschaft, bei der man wieder einmal auf diese Auszeichnung zu sprechen kam, durchbrach jedoch das „enfant terrible“ der Meininger Gesellschaft — übrigens ein berühmter Professor — das Eis der Konversation, indem er sagte: „Aber, das ist doch ganz banal.“ Es gibt im ganzen Tierreich nur zwei Gattungen, die ein eigenes Haus haben, das sind nämlich die Schnecke und die Schildkröte. Und beide sind auf das Kriechen angewiesen.“ Seidem nannte man den Hofbeamten nur „die Schildkröte“.

* **In der Bekleidung.** Der alte Hummelwitz zu B... ging in den See fischen. Ein schwerer Reicht bis an, doch als ihn der Glückliche ins Schiffelein ziehen will — ein kurzer Rud — und der Fisch ist weg. In der ersten Bestürzung ruft ihm der erfahrene Fischer nach: „Wenn du nur verhaßt, du Luder!“

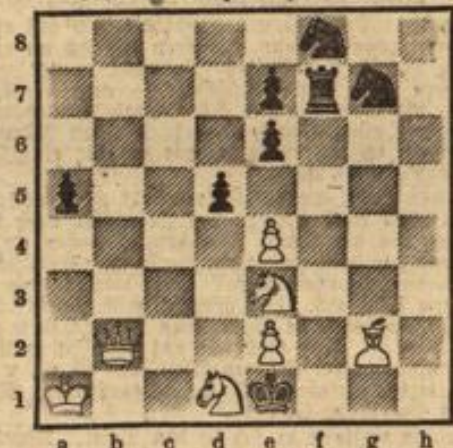
* **Kinderlogik.** Ein kleiner Knabe fragte unterwegs seinen Vater: „Wie weit ist es von Berlin nach Potsdam?“ — „30 Kilometer, mein Junge!“ erwiderte der Vater. — „Und von Potsdam nach Berlin?“ — „Selbstverständlich auch 30 Kilometer!“ Das war eine recht dumme Frage, mein Kind, fuhr tadelnd der Vater fort. „Bin ich der Weg natürlich ebenso lang wie hier!“ — Der Junge gab sich mit der Zurückweisung zufrieden. Nach einer Weile fragte er weiter: „Vater, wie lange ist es von Weihnachten bis Neujahr?“ — „Gerade eine Woche!“ — „Gut, mein Vater, wie lange ist es von Neujahr bis Weihnachten?“ — „Gerade eine Woche!“

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von H. Wedesweiller.

441. D. Przysloka, Warschau.



Weiße: Kd1, Dd2, Lg2, Sd1, e3, Bc2, e4;
Schwarze: Kd8, Td7, Sf8, g7, Ba5, d5, e6, e7.
Matt in 3 Zügen.

442. B. Sommer, Berlin.

Weiße: Kg1, Dc2, Tb7, e5, Lb2, f7, Bb5, c6, g6;
Schwarze: Kd6, Td8, Se6, Bd7.
Matt in 2 Zügen.

Mit dem Schachkongreß Teplitz-Schönau war auch zugleich das 1. Internationale Problemtourier des „Teplitz-Schönauer Anzeiger“ verbunden. Die Riesensache, die damit zu leisten war, wurde in der Hauptsache von Insp. J. Schorr bewältigt, dem Leiter der Schachspalte genannten Blattes. 142 Zweizüger und 118 Dreizüger gingen ein, alle jetzt veröffentlicht in dem unten besprochenen Buche. Der Erfolg war nach Zahl und Güte ein voller. Nr. 441 ist der mit dem 1. Preis gekrönte Dreizüger, von dem der Preisrichter P. A. Orlimont in der Begründung schreibt: „Ein Problem von großer Formvollendung und Natürlichkeit der Stellung, ein Glücksfall unseres Turniers.“ Nr. 442 ist der preisgekrönte Zweizüger. Die Schachspalte brachte das wunderhübsche Problem schon früher und wiederholt es heute. Der Preisrichter Frz. Sackmann rühmt die lustige Aufstellung, den ganz vortrefflichen Schlüsselzug und die zahlreichen Verführungen.

„Schachkongreß Teplitz-Schönau 1922.“

Herausgegeben im Auftrage des „Deutschen Schachklubs T. Sch.“ von Inspektor J. Schorr. — Im Selbstverlag.

Es kreiste die Maus und gebar einen Berg; der Schachklub einer kaum mittelgroßen Bäderstadt schafft eine Großtat auf dem Gebiete des Schachs und des Buchwesens. Alle Erwartung ähndend in Hochspannung und doch weit übertroffen durch die Wirklichkeit, deren Bestätigung wir nun köstlich in Händen haben. Ein prächtiger Band ist es von 664 Seiten und 34 Nummern im Inhaltsverzeichnis. Der neue Deutschmeister Grünfeld in Gemeinschaft mit Professor Becker (beide in Wien) haben die 95 Meisterpartien des Turniers reich und glänzend glossiert mit fast wissenschaftlicher Breite und Tiefe. Sie schufen damit eine hohe Schule der modernen Schachpartie, in Zukunft unentbehrlich für Turnier- und Meisterspieler. Ein breiter Raum steht dann dem Kunstschach zur Verfügung und muß alle diejenigen eines Besseren belehren, die bis jetzt glaubten, die Partie allein sei das Schach. Hier liegt der Gipfelpunkt des groß angelegten Werkes, hier entstand ein Non plus ultra der Schachdichtkunst. Selbst der Kenner erfährt erst, daß er die ganze Geistes- und Schönheitsfülle des Schachs bisher nur geahnt, nie ganz erfasst hat. Das Studium der Spezialaufsätze unserer besten Vertreter dieses Gebietes ist

Neue Bücher

* **Karl Demmel: „Dem Erlebenden (Herz Gehten“.** (Julius Abel, G. m. b. H., Greifswald.) Auch diese neue Sammlung Gedichtreihen zeigt den Verfasser aus manchem Beitrag in der Unterhaltungsbeilage bekannt: bekannten Dichter als feinsinnigen Schilderer künstlerischer Verhältnisse. Die von ihm gezeichneten Gestalten sind durch die Reife des Fortschritts und am Beispiel kurzer, aber einflussvoller Episoden mit tiefem Kulturbegriff menschlich nahe gebracht. Dem Dichter kann brachete, vielleicht nicht einmal verbürgte, häufig wohl auch nur vom Dichter gut erfundene Begebenheiten — manchmal ist's eine mehr oder weniger fiktive Erzählung — bilden den Inhalt der kurzen Skizzen, in denen Gutenberg, Hans Folwein der Jüngere, Johann Fickert, die Reuber, Günther von Seeling, Fritz v. Künig u. a. Mischel nahe gerückt werden.

* **Philipp Emanuel Bach-Album.** Eine Auswahl von Stücken aus den Klavierwerken des genannten Meisters hat die bekannte Klaviermeisterin Elisabeth Celand im Verlag von Friedrich Hofmann, Magdeburg, erscheinen lassen. Nicht jede Einzelarbeit aus verschiedenen „Sonaten“ sind es noch, sondern Charakterstücke aus dem „Klaviersonnenstern“ und „Mandorlen“, welche ähnlich die Aufmerksamkeit der Klavierspieler auf sich ziehen und heute noch relevant verdienen. Diese Stücke sind malerisch wirksam geschrieben, voll feiner Erfindung und Empfindung, und ihre reiche Ornamentik ist so unmittelbar aus dem Klavierklang erwachsen, wie man es vielleicht nur noch bei — Chopin, ein Jahrhundert später, wiederfindet. Hieran weiß auch E. Celand mit Recht hin; sie hat über den technischen Vortrag all der genannten Werke, über Vergleichen, „Mandorlen“, „Jüngel“, „Küchling“ usw. wie über die besondere Auffassung alles nur legend Wissenwerte beigefügt. So daß dies vornehm ausgestattete, mit Bild und Biographie des großen Bach-Sohnes geschmückte „Album“ zum Studium für Lehrende und Lernende aufs Beste zu empfehlen ist. O. D.

* **Frank Thiele: „Das Gesicht des Jahrhunderts“.** Briefe an Zeitgenossen. (3. Ausgabe, Neudruck, Stuttgart.) Frank Thiele, der sich in der jüngsten Literatur durch seinen Roman „Die Verdammen“ und die Novelle „Angelica ten Swart“ einen Namen gemacht hat, veröffentlicht hier eine Reihe von Briefen an Zeitgenossen, in denen er sich freimütig über Dinge ausspricht, die uns alle angehen. Er schreibt beispielsweise über Lebensführung an Gerhard Hauptmann, über den Journalismus (auf Grund von Erinnerungen an eine kurze Gastfreise in diesem Beruf) an Theodor Wolff, über Erzählungen an Gustav Weydner, über Politik an Kurt Hiller, über die Wissenschaft an Prof. Dr. Gullian Kofke, über das Kino an Paul Wegener. Im zweiten Teil werden Dichtungen, Gedichte, Kunst, Tanz, Musik, Architektur und Religion behandelt. Gelegentlich etwas weit ausschweifend, hält er mit einem scharfen Urteil durchaus nicht zurück. Aber wenn er lobt, so lobt er nicht nur. Hoff Zukunft glauben appelliert er an den Menschen, der sich aus dem Abfall der Zeit in reinere Regionen hebt und regt so zu intensiver Beschäftigung mit den brennendsten Problemen der Gegenwart an. g.

nicht gerade leicht, aber stets spannend und anregend. Weitere schöne willkommene Gaben dieses Schachstandwerkes sind aus der Feder L. Bachmann's (Verfasser der Schachjahrbücher) eine biographische Uebersicht aller bedeutenden Schachspieler (nirgends so lückenlos und ausführlich sonst zu finden) und eine geordnete Darstellung aller Erfindungen nach den neuesten Forschungen (von Grünfeld und Becker). Einen zwischen dem Ernst des Buches wohlthuend wirkenden humoristischen Einschlag bringen die launigen, in söttem Stile geschriebenen Vorbemerkungen zu den einzelnen Turnierrunden von Stadtrat W. Tietz, ferner die Karikaturen der Turnierteilnehmer aus dem Meisterstift Hans Haslers, T. Sch. (wie köstlich und lebenswahr sind Samisch, Mieses, Tarrasch, Teichmann, Grünfeld und alle andere getroffen) und endlich das witzige und spitze „enzyklopädische moderne Schachwörterbuch“ von Dr. Tartakower. Dazu kommt noch ein reicher Bilder-schmuck (Ansichten von Teplitz und Gruppenaufnahmen) und eine ganz hervorragende Innen- und Außenausstattung, so daß ein Prachtwerk entstanden ist von einschlagender Bedeutung. Es trägt nun den Namen seines Herausgebers, den wir bewundern, und seiner Heimat, die wir beneiden, hinaus in alle Länder, wo man Schach kennt und liebt. (Eine äußerst wirksame Reklame für eine Bäderstadt! Wiesbaden?) Das Buch kann direkt oder durch den Schachverlag Hans Hedewigs Nachfolger, Kurt Ronniger, Leipzig, Perthesstr. 10, auch durch den Buchhandel bezogen werden. Preis 42 bzw. 52 tchsch. Kronen zum letzten Kurs vor der Zahlung; er ist im Verhältnis zur Schlüsselzahl äußerst billig. Für Schachfreunde und Interessenten liegt das Werk kommenden Mittwoch und Donnerstag während der Morgenstunden in der Tagbl.-Zentrale zur Einsicht aus. Die Schachspalte wird in den nächsten Nummern mit Proben aufwarten.

Lösungen in nächster Nummer.

Rätsel.

Rösselsprungrebus.



Logogriff.

Mit B bedeutet es ein Verbindungsmittel, mit H einen Körperteil, mit L ein Stück Welt, mit R eine Grenzlinie, mit S wieder ein Stück Welt, mit W eine Raumgrenze, mit T eine Nichtigkeit.

Rätsel.

Einst die größte Stadt der Welt,
Jetzt ein wüstes Trümmerfeld,
Menschenmacht ist dran zerschellt.
Fallt das erste Zeichen fort,
Klagt das so entstand'ne Wort
Laut von Mißgunst und von Mord.

* Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 229:

Problem „Die Schulungen“: Der Mensch lernt nie aus. — Pyramidenrätsel: A, Ulm, Nizam, Entente, Ganghofer; Genua, Ammer. — Versteckrätsel: Lachs.